

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 252.

Freitag, 26. Oktober.

1928.

(23. Fortsetzung.)

Geld fällt vom Himmel.

Roman von Paul Enderling.

(Nachdruck verboten.)

Specht wischte draußen seine Schafstiefel ab, aber brachte einen starken Trangeruch ins Zimmer. Grotted rümpfte die Nase, aber er begnügte sich, eine Zigarre anzustechen und dem Inspektor eine anzubieten.

„Specht, ich finde mich hier nicht ganz zurecht. Erklären Sie mir nur das eine: warum geht das Milchgeld von Monat zu Monat zurück? Rüge sind keine verkauft. Wenigstens finde ich keine Abrechnung darüber, und das wäre ja auch wohl das Letzte, was man verkaufen würde.“

„Das soll wahr sein, gnädiger Herr. Aber mit den Rühen ist das man so 'ne Geschichte. Sie geben nicht gleichmäßig her. Es ist nicht wie in der Stadt bei den Automaten, wo immer das gleiche rausläuft.“ In sein treuherziges Biedermannsgeicht trat ein kleiner Zug von Bosheit, und Grotted fühlte sich unbehaglich, wie als Schüler vor einer Aufgabe, die er nicht gelernt hatte.

„Ist denn das Futter nicht gut?“ fragte er unsicher. „Es ist nicht schlechter als anderswo in der Gegend. Das soll wahr sein. Aber die Rüge ruhen sich auch manchmal aus — gerade wie die Obstbäume.“

„Machen Sie keine Wiße, Specht. Die Rüge können sich im Winter ausruhen. Sagen Sie ihnen das gefälligst. Wir dürfen nicht so wie bisher wirtschaften. Ich muß doch mal mit Papendick darüber sprechen.“

Er hatte das aufs Geratewohl gesagt, aber er schien das Richtige getroffen zu haben. Specht wurde unruhig. „Man bloß nicht die Nachbarn fragen. Die gönnen einem nicht das Schwarze unter dem Nagel. Sie reden einem zum Mund, und hinter dem Rücken lachen sie sich einen Mt.“

„Sim“, machte Grotted. Er war auf dem richtigen Weg.

Der Inspektor sah auf seine Transstiefel, als er sagte: „Wenn Sie aber Mißtrauen haben, kann ich ja auch gehen, gnädiger Herr. Ich bin zwar hier ein alter Mann geworden, aber ich will doch sehen, ob man den alten Specht nicht noch irgendwo gebrauchen kann.“

Also die Kabinettsfrage. Er hatte wohl viel Schuld. „Quatsch“, meinte Kurt in gemütlichem Ton. Jeder Kaufmann muß sich Revisionen gefallen lassen. In Dantzig sogar. Das ist keine Schande und keine Kränkung. Kommen Sie, wir trinken einen Schnabus zusammen und vertragen uns wieder.“

Während er zu dem kleinen Vorküchlein ging, dachte er: dieser Bursche ist ein ausgepöchter Betrüger, aber, bis ich es ihm nachweisen kann, muß ich ihn mir warm halten.

„Prost, Specht. Und erzählen Sie was Fideles.“ „Auf die Hebe gute Gesundheit! Aber was das für eine anbetrifft, da können Sie wohl mehr erzählen.“ Er goß das Glas hinunter, wuschte sich mit dem Handtuch den Bart und setzte hinzu: „Wir haben eigentlich gedacht, Sie täten nicht allein herkommen.“

„Nicht allein? Wie meinen Sie das?“

„Na, mit einem Frauchen. So einem hübschen kleinen Stück in die Wirtschaft, haha. Nichts für ungut.“

Grotted goß dem Inspektor ein neues Glas voll. „Ich bin noch viel zu jung. Sagen Sie, können Sie eigentlich Russisch?“ Der Gedanke an den Zeitungsauschnitt war ihm plötzlich gekommen. Zu irgend etwas mußte dieser Mensch doch zu brauchen sein.

„Ein bißchen schon. Man kommt ja mit dem Volk öfter zusammen. Drüben im „Fröhlichen Westpreußen“ wohnt ja einer.“

„So. Na, die sind ja früher auch zu uns gekommen. Und jetzt ist es ja nicht sehr gemütlich in Rußland.“

„Das soll wohl wahr sein. Sie beißen sich ja dort gegenseitig die Köpfe ab.“

Grotted sog heftig an seiner Zigarre. „Das ist überall so. Es kommt im Leben eben darauf an, wer die besseren Zähne hat. Na, und was wird dieser Russe drüben groß sein. Viehhändler, was?“

„Ne. Diesmal nicht. Er malt.“

„Er malt. Sieh mal an. Gibt es so was denn noch? Wissen Sie vielleicht, wie er heißt?“

„Es ist so'n halb polnischer Name. Die Brüder heißen ja alle wie Husten und Niesen zugleich.“

„Blinjky?“ fragte Grotted ganz ruhig. Sein Herz klopfte zum Zerpringen.

„Ne. Ganz anders. Er soll notabene ein bißchen dwatsch sein. Der Kruwirt kennt ihn schon seit ein paar Jahren.“

Ein Stein fiel ihm von der Seele. Wieder war er auf falscher Fährte gewesen, wie gestern auf der Station. Er trank den Korn aus, der noch von seinem Vater stammte. „Pfui Teufel, schmeckt das prächtig!“ Er mußte sich schütteln. „Aber Sie trinken ja gar nicht, Specht. Muß ich Ihnen vortrinken?“

„Ich wo, in dem Fall bin ich schon ziemlich volljährig. Ich bin ein Mann von altem Schrot und altem Korn, wie mein Vater selig immer zu jagen pflegte.“

„Was heißt Slowo im Russischen?“

„Wort.“

„Wort? Weiter nichts?“

„Nein, weiter nichts. Was soll es denn schon groß heißen?“

Grotted zog seine Brieftasche und entnahm ihr den Zeitungsauschnitt. „Können Sie es auch lesen?“

„So für den Hausgebrauch langt es schon. Man hat ja doch früher immer die Pässe lesen müssen, wenn die Erntearbeiter kamen. Man ist doch nicht auf den Kopf gefallen.“

Nein, das war Specht nicht. Was für ein Segen doch ein dummes Gesicht für manche Menschen war! Sie konnten jahrelang alles mögliche begehen, ohne daß man es ihnen zutraute.

Der Inspektor drehte den Zettel hin und her, kratzte sich öfter hinter dem Ohr und machte ein angestrenktes Gesicht. „Es ist etwas Poltisches“, sagte er endlich.

„Irgend etwas aus so'n ner dämlichen Reichstagsitzung — das heißt: von da drüben. Sowjets nennen sie's.“

„Und der Inhalt?“

Specht las wichtig: „Der Kapitalismus — sehen Sie, das hier heißt Kapitalismus —, es ist fast wie im Deutschen. Also der Kapitalismus kann nur durch eigne Mittel getroffen werden. Hier kommt etwas, was ich nicht ganz verstehe. Aber es bedeutet: überschwemmt. Das weiß ich genau. Also: man soll die Welt mit Banknoten überschwemmen.“

„Überschwemmen? Wirklich?“

„So steht es. Schwarz auf weiß. Ich hab' das Wort doch oft gehört, jedesmal, wenn die Weichsel hochkam. Schön gesagt, aber erst können vor Lachen!“

„Da kommt ja gar nicht slowo vor. Hier das unterstrichene Wort.“

„Ja, das ist der Schluß. Es heißt . . . Das ist das Wort, Genossen, an das ihr euch halten müßt . . . Sie nennen sich ja alle Genossen da drüben. Und wer es nicht tut, kann sich gratulieren.“

„Das ist doch eine ganz sinnlose Geschichte? Oder verstehen Sie das?“

„Keine Bohne, gnädiger Herr. Wenn man die Welt mit Banknoten überschwemmt, werden sie ja wohl weniger wert als damals in der seltsamen Inflationszeit. Aber erst muß man sie doch haben, und zwar zum richtigen Wert. Außer man macht sie nach. Dann läßt es sich gut überschwemmen.“

Grotted steckte den Zettel ein. Die alte Unruhe kam wieder über ihn. Die Notensälschungen in Rumänien — dieser Ausschnitt, der seinem Geld beigegeben hatte und der irgend etwas mit Brodersen zu tun hatte —, was bedeutete das alles. Wo war da ein Zusammenhang? Seine Banknoten waren echt. Er fand keinen Ausweg aus dem Irrgarten.

Aber dieser häuerliche Schläuberger hatte am Ende richtig kalkuliert. Es mochte in einem fanatischen Hirn so ein Gedanke schon geboren sein. Wenn es in großem Stil geschah, konnte es die beabsichtigte Wirkung haben, eine Geldpanik zu erzeugen und die Vermögen zu entwerten — namentlich, wenn es in einem Schlag durchgeführt wurde. Und den Sowjets standen wohl genug Hilfskräfte zur Verfügung. Aber wer wagte diesen Angriff auf die festesten Fundamente der Gesellschaft? Nun, ihn ging es nichts an.

„Zunächst wollen wir mal uns überschwemmen“, sagte er zu dem Inspektor, dessen verwunderten Blick er auf sich ruhen fühlte. „Proßt, Specht! Auf gute Zusammenarbeit! Sagen Sie, gibt es hier in der Nachbarschaft keine neuen Zeitungen?“

„Die gnädige Frau hält ja das Kreisblatt.“

„Nein, nein, das bringt die Nachrichten aus dem vorigen Jahrhundert.“

„Das soll wahr sein. Aber im Krug drüben in Niederstein werden drei Danziger Zeitungen gehalten.“

„Schön. Ich gehe gelegentlich mal rüber. Heute ist es schon zu spät.“ Er verabschiedete den Inspektor und entschloß sich, den geheimnisvollen Ausschnitt nicht mehr zu beachten.

Er ging hinaus, der Mutter entgegen. Auf der halben Chaussee kam ihm der Wagen entgegen. Papendick hat mich begleitet, hoch zu Pferd. Schade, daß du es nicht erlebt hast. Mit Mühe und Not habe ich ihn zu seinem Sonntagsstammtisch treiben müssen. Wie gefällt er dir eigentlich?

„Besser, als du ihn geschildert hast. Auf alle Fälle paßt er hier gut in die Landschaft, und das ist doch eigentlich ein Lob für ihn.“

Sie nickte. „Ein sehr hohes, sollte ich meinen.“

„Ist er dir je lästig gefallen?“

„Nein, nie. Obgleich schüchterne Männer die Rastigsten werden, wenn sie . . .“ Sie hielt errötend inne.

„Ich verstehe. Du brauchst mir nichts mehr zu sagen.“

„Doch. Ich muß. Es soll Klarheit sein zwischen so guten Freunden, wie wir es sind.“

„Nicht in diesen Dingen, Mutti!“ bat er. „Die

muß jeder selbst entscheiden. Über sich ist man nur selber Souverän.“

„Würdest du mir solche Dinge auch verschweigen?“

Er drückte sich fester in die Polster des Wagens. Sein Blick folgte einem krächzenden Krähenschwarm, der die Straße überquerte. „Diesmal kamen sie von links. Mutti . . .“

„Ja, ich verstehe. Und diesmal brauchst du nichts zu sagen.“

Dankbar nahm er ihre Hand. Schweigend fuhr sie weiter, bis Pluto blaffend herbeitrante, der am Feldweg gewartet hatte.

„Ich hatte ihn eingesperrt, sonst wäre er mit in die Kirche nachgelaufen.“

„Das wäre schlimm gewesen; denn unser guter Pastor ist kein Franziskus, der den Tieren predigt. Vieh freches!“ Das galt Pluto, der mit einem Satz in den Wagen gesprungen war und nun Grotted umarmte.

Zu dritt gingen sie ins Wohnzimmer. „Ich muß dir etwas gestehen“, sagte Frau Karola mit schuldigem Gesicht. „Ich habe Austern da. Aber nur ein kleines Fäßchen. Durfte ich es nicht?“ Sie blickte schamhaft zu dem großen Sohn empor.

„Ich muß wohl schon verzeihen, und am deutlichsten kann ich es ja, indem ich möglichst viele Duzend ausbreche. Aber zu Austern gehört Rheinwein oder Sekt.“

Sie drückte eine Weile umher, ehe sie gestand: „Ich ist beides da. Der Reisende hat mich regelrecht schwacht. Weißt du, ich kann immer so schlecht widerstehen, wenn ich einen feinen Mann betteln sehe.“

Lachend umarmte er sie. „Meine liebe kleine Mama, du paßt zur Gutsfrau wie ich zum Schneeschaukel. Na, künftig müssen sie sich an mich wenden.“

Als sie mit dem Essen fertig waren — es wurde gelacht dabei — fragte Frau Karola: „Und wie sieht es nun mit den Büchern? Sind sie jetzt wieder in Ordnung?“

„Ach, Mutti, frag' lieber nicht!“

Eine kurze Zeit schwieg sie, dann kam es leise aus: „Wir können ja einiges verkaufen.“

„Was denn zum Beispiel?“

„Ich dachte an die alte Bibel, die mit den Stillen spangen. Der Pastor erzählte, solche Bibeln seien wertvoll.“

„Sicherlich. Wenn wir Glück haben, kriegen wir 3,50 Mark dafür.“

Ihre Miene wurde kläglich. „Er sagte, ein New Yorker Millionär habe für eine alte Bibel 1000 Dollar gezahlt.“

„Ja, er hat nun aber wohl genug an der einen“

„Ich sehe schon, du hältst mich für ein dummes Gulein“, klagte sie. Er ging zu ihr und strich über ihr Haar. Wie voll es noch war! Und die graue Strähne darin stand ihr eigentlich ausgezeichnet. „Du bist gar nicht unpraktisch, meine Freundin!“

„Ja, sei gut zu mir. Kein Mensch ist gut zu mir.“

„Und Papendick?“ scherzte er.

Sie entgegnete nichts und begann nach den Heften zu fragen. „Die Zinsen müssen doch bezahlt werden.“

„Überlaß es nur mir. Hoffen und glauben!“

„Du sprichst wie der Pastor. Aber Geld fällt nicht vom Himmel, nicht wahr?“

„Vielleicht doch“, sagte er ernst.

„Nein, jetzt redest du wie ein rechtes Schaf.“ Nach kurzem Bestimmen: „Ich glaube doch, daß es schon gibt, denen die Sterntaler in den Schoß fallen. Dir könnte es zum Exempel passieren.“

„Mir?“ fragte er erschrocken.

„Weil du der beste, liebste Junge bist. Deshalb“ Sie ließ von dem Sohn fort, klappte das Klavier auf, das immer wie ein Spinett klang, und sang, sich Stehen begleitend: „Weil du mein Leewsten bist, du wohl weest . . .“

Lachend warf sie den Deckel wieder zu. „Auch wird sich schon was finden. Und jetzt trinken wir ein Gläschen Sekt.“

(Fortsetzung folgt.)

s' Räächenlied.

Uffn Schraaken, uffn Wäächen,
Da schtehn Fischen, denn 's düt räächen.
Ausn Wollfen aullern Drobben,
Bedrus will un will nich schtobben.
Immer doller dräbbelt das,
Un mei Schärm wärd battschenaf.
Unterm Simse hodn Schabben,
Un ziehn misveranichte Fraken.
Alle Leite loofen schneller,
Anne Gabe hubbt in Geller.
Bedrus, Bedrus, bremse nu!
Dent' an mein gabuttchen Schuß.

Eene Voigt.

Wild-Zumbos Ende.

Von Hanns S. Roesslin.

Als Enno Tjalk, der Pflanzler, an jenem Morgen mit seinem Gaste beim Frühstück auf der Veranda des Herrenhauses von Sutaranda auf Sumatra saß, überbrachte ihm der Verwalter die Meldung, daß in den frühen Morgenstunden wiederum eine Elefantenherde die entlegeneren Teile der Besitzung heimgesucht und nach den Berichten der Kulis ziemlich bedeutenden Schaden angerichtet habe.

Tjalk, ein baumlanger Frieser, schob den Stuhl zurück und stand mit einem Ruck auf.

„Vorwärts!“ sagte er bestimmt, „jetzt wird durchgegriffen! Doktor, gehen Sie mit? Eine Elefantenjagd — etwas Exquisites! Spezialität für Leute von der Feder! Stoff für eine hochinteressante Geschichte!“

Dr. Eilers nahm dankend an. Es ging gegen Mittag. Tjalk gab die Anweisungen. Unter Anführung eines erfahrenen Batakkers wurden zwei Dutzend eingeborene Spürhunde vorausgeschickt, die vorsichtig in das der Pflanzung benachbarte und zu ihr gehörige Stüd Urwald eindringen und den Kontakt mit der Herde suchen sollten.

Unterhalb Stunden später folgten, mit einigen Malaien, die drei Europäer: Tjalk, Eilers und der Verwalter. Sie besaßen Feuerwaffen erster Qualität und Mundvorrat auf 24 Stunden.

Am Nachmittag, nach mehreren Stunden Reitens, war die Region der Zerstörungen erreicht. Verwüstete Gewächse, abgestorbene Bäume, eingedrückte Scheunwände und stellenweise noch frischer Auswurf zeigten die Spur an. Tjalk ließ die Leute, bis auf zwei gewandte Burschen, mit den Hunden zurück; zu fünf wurde weitergegangen.

Am Rande des Urwaldes stiegen sie nach einigem Suchen auf einen der vorausgeschickten Batakker. Die Verbindung war hergestellt; die Jagd begann.

Wild-Zumbo lag in dem Dschungelgestrüpp, das hin und wieder die Eintönigkeit des sumatranischen Urwalds unterbricht. Weiter hinten, wo der Wald wieder begann, graste in aufgelöster Ordnung die Herde. Drei, vier ältere Tiere standen, sich kaum vom Fleck rührend und von Zeit zu Zeit die mächtigen Schlappohren aufrichtend, auf Posten.

Jumbo, der Führer, ruhte. Das war ein Streifzug gewesen heute Nacht, bis in den Morgen hinein! Ob man es den Abendstunden noch einmal wagen würde? Oder ob man besser wartete bis zum anderen Morgen?

Er hob den Kopf, warf den Rüssel hoch und trompetete halblaut. Vom Walde her kam Antwort. Zumbo legte den Kopf auf den Boden und lauschte. Durch die Dschungel, schwer und doch behende, trabte das Weibchen mit einem Jungen heran. Die klobigen, hohen Beine der Alten wucherten durch das Gestrüpp, es zertretend wie Gras. Zärtlich schaute sich der Rüssel über den Nacken des liegenden Mannchens. Eine rollende, kraftvolle Bewegung ging durch den Körper des Riesen. Das rechte Vorderbein stützte sich auf, die Muskeln der mächtigen Schenkel strafften sich, dann hob die lebendige, schwere Masse mit einem gewaltigen Ruck die Höhe. Beide Tiere standen eine Weile still nebeneinander. In einiger Entfernung tollte possierlich das Junge.

Friedlich ging der Nachmittag zu Ende. Es war ein über Tag gewesen. Stundenlang, während des Mittags, hatten Urwald und Dschungel geschlafen. Langsam begann jetzt das Leben zu regen. Der Wind strich leise, bunte Blütenblätter ließen über den Boden, aus sonnigen Vertiefungen schlängten hervor, und auf den dichtbelaubten Ästen kletterten braune Affen und buntgefleckte Leguane. Fern aus dem Westen warf die sinkende Sonne ihre letzten Strahlen über die große Vulkanfette, die Alpen Sumatras; unmittelbarer Nähe türmte der Indrapura seine geschilderten Felsmassen zu schwindelnder Höhe. Frieden atmete die schöne Landschaft.

Da ertlang — einer der sichernden Elefanten hatte ihn geschoben — ein heftiger warnender Trompetenton. Wild-

Zumbo spitzte das Ohr und wandte sich dem Walde zu. Bewegung war in die zerstreute Herde gekommen. Die Tiere drängten zusammen. Es war Gefahr im Anzuge.

Zumbo übernahm die gewohnte Führung. Das Weibchen trottete mit dem Jungen zur Herde, die sich ganz in den Wald zurückzog, der dicht war und dunkel.

Zumbo stellte seine Posten aus. Er selbst sicherte in der Richtung, aus der der Feind gewittert worden war. Doch wie er auch Auge und Ohr anspannte, er entdeckte nichts mehr. Weder sah noch hörte er die gewandten braunen Spürhunde, die die Herde kunstgerecht von der windabgewandten Seite beschließen hatten. Langsam, bedächtig trottete er weiter. Die Herde folgte. Endlich glaubte er ein verdächtiges Geräusch zu hören. Mit plötzlichem Entschluß bahnte er sich in raschem Lauf einen Weg durch das Unterholz, entschlossen, in raschem Angriff den Kampf mit dem Gegner aufzunehmen. Ein Tiger?

Da sah er plötzlich, kaum zwanzig Schritt entfernt, die Ruhestörer vor sich. Menschen also! Wild-Zumbo, der Alte, kannte sie. Es war nicht der erste Strauß, den er mit ihnen ausfocht.

Zuerst schienen sie ihn nicht zu bemerken. Dann standen sie wie angewurzelt still. Zumbo warf den Rüssel hoch: warnend und hilfeheischend zugleich ertlang sein antwortwedender Ruf. Durch den Urwald, in zunehmendes Dunkel gehüllt durch die rasch hereinbrechende Tropendämmerung, zitterte die allgemeine Unruhe. Die Vorderläufe einziehend, schickte sich das Führertier zum Angriff an.

„Schließen!“ schrie eine heisere Stimme.

Zwei Schüsse krachten. Wild-Zumbo fühlte einen heftigen Schlag gegen die Stirn, dem dröhnender Schmerz folgte. Es wurde ihm dunkel vor den Augen, die schattenhaften Umrisse der Bäume drohten völlig zu verschwimmen. Er sah seine Gegner nicht mehr. Ein Zittern lief ihm durch den Leib; nur schwankend hielt er sich auf den Beinen.

Die Schüsse hatten den Urwald geweckt. Es erhob sich ein Lärm, furchterregend und grausig. Die ganze Herde begann zu trompeten, die mächtigen Tiere liefen hin und her, zerbrachen Gestrüpp, warfen Bäume um.

In der Angst um den verwundeten Führer begann eine allgemeine ratlose Flucht.

Wild-Zumbo, der Angeschossene, versuchte mitzulaufen. Es gelang ihm auf wenige hundert Meter. Dann schwanden ihm die Kräfte; in einem schweren, wuchtenden Fall brach er zusammen.

Mühsam schleppte sich das waidwunde Tier auf der Stelle herum, bis es den Kopf den Verfolgern wieder zugewandt hatte. Aus zwei Wunden an der Stirn floss rotes Blut über Nacken und Schultern auf den Boden, wo es eine Lache zu bilden begann. Aus den kleinen Augen blinnten Haß und Angst. Der Ruck ahnte: es ging zu Ende.

Da nahen die Verfolger wieder. „Dort liegt er!“ schrie jemand, und ein anderer hob die Büchse.

Zumbo sah den Feuerstrahl, spürte einen neuen Schlag, diesmal gegen das rechte Schulterblatt. Mattigkeit lag wie Blei in dem vor wenigen Minuten noch so kraftvollen Körper; dennoch riß die Todesangst ihn hoch. Noch einmal taten die Glieder ihren Dienst; in einer letzten Konzentration der Kräfte, die blutüberströmten Augen fast erblindet, stürmte der todwunde Riese in gewaltigem Laufe der Herde nach, alles zerbrechend und zermalmend, was ihm den Weg zu sperren drohte.

So ein Satan!“ rief es wütend hinter ihm her.

Wie lange er seinen wahn sinnigen Galopp ausgehalten hatte, — Zumbo wußte es nicht. Er wußte nichts anderes mehr, als daß es still war rings um ihn herum. Kein Laut mehr von der geflüchteten Herde, keine Stimmen der Verfolger mehr. An eine sumpfige, unzugängliche Stelle hatte er den kranken Körper geschleppt, um in Ruhe zu sterben.

Mit einem letzten, durchdringenden, hallenden Trompetenstoß sang er sich selbst sein Todeslied.

„So“, sagte der Pflanzler, „die haben ihren Denzettel! Nun, Doktor“, fuhr er, seinem Gaste auf die Schulter klopfend und sich den Schweiß von der Stirn wischend, lachend fort, „hatte ich recht? Interessant, nicht wahr? Wenn Sie daraus nicht 'ne schöne Geschichte bauen können, dann verstehen Sie Ihr Handwerk nicht!“

„Er hat ja gar nicht geschossen“, bemerkte der Verwalter mit autmütigem Spott.

Dr. Eilers blidte die ihm von seinem Gastherrs zur Verfügung gestellte Winchesterbüchse an. Beide Schüsse steckten noch in den Läufen.

„Es ist wohl nicht jedem gegeben“, sagte er ruhig, und sah den anderen voll an.

Man lehrte zurück zu den Pferden und ritt heim. Am andern Morgen meldeten die Batakker, daß die Elefantenherde abgezogen und weit und breit im Urwald nichts mehr von ihr zu entdecken sei.

Wild-Zumbo hatten sie, zur Freude des Doktors, nicht gefunden.

* Ernst W. Freikler: „Die Fahrt in den Abend“, Erzählung. (Verlag Albert Langen, München.) Im „Glöckchen“ hat E. W. Freikler bereits gezeigt, daß er das italienische Volk und die italienische Landschaft aus tiefster Kenntnis kennt und liebt. „Die Fahrt in den Abend“, die autobiographische Gepräge trägt, zeigt diese Liebe vielleicht noch bezeugender. Hier sucht einer, der schon nahe am Tor einer anderen Welt stand, den Weg in seinen Abend durch sein selbstgewähltes Vaterland Italien. Wandert und reitet freilich unbekanntere Pfade durch sein gelobtes Land als die üblichen, gesellt sich in der Demut dessen, der zu Abend über eine fremde Schwelle tritt, den Bauern, den Köhlern und Händlern zu, wird ihnen Bruder und Freund, aber auch Bruder und Freund der geduldbigen Maultiere, der Kastanien und Buchen auf den Bergen, der Felsen im Bach. Weil er so französisch im Empfangen und Umfassen wächst, geschieht es, daß seine müden Hände wieder stark werden und sich noch einmal auszustrecken wagen, das Glück zu rufen und festzuhalten, fester als ebend.

* „Neue Ullstein-Bücher.“ (Verlag Ullstein, Berlin.) In George Fröschels „Der Schlüssel zur Nacht“ klingen alle die erregenden und spannenden Motive an, die in einen richtigen Kriminalroman gehören: der Goldraub von Monte Carlo; der Kampf eines findigen Kopfes gegen die anonyme Macht der Spielbank; ein geheimnisvoller Mord an dem Besitzer des „Schlüssels zur Nacht“, einem Mathematiker, der das System im Roulette zu gewinnen entdeckt hat; der listerische Feldzug der Bank gegen den Mörder — und, in die fesselnde Detektivgeschichte verwoben, ein Liebesroman! — In einer völlig anderen Sphäre spielt das zweite Buch, Ida Bon-Eds „Ein Augenblick im Paradies“. Dieser Roman schildert mit ergreifender Naturwahrheit die Räte und den Zerfall einer Ehe zwischen höchst ungleichen Partnern; einem sympathischen jungen Leutnant und einer kleinen Schauspielerin. Ein sehr liebenswürdiger Roman.

* „Der Kölner Domteufel.“ Ein neuer Film-Märchen-Almanach. Erster Band: Die Märchenquelle des Kölnerischen Wassers. Von Erwin Stolzenfels. (Verlag Franz Nauck, Köln und Berlin.) Das Buch stellt eine eigentümliche Mischung dar von Phantastik und Karnevalesk, von Märchenromantik und totaler Posse. Der Erzähler plaudert frisch darauf los, an recht originellen Einfällen fehlt es ihm nicht, die Gestaltung aber läßt viel zu wünschen übrig. Die verschiedenartigen Bestandteile der Erzählung sind keinem leitenden Grundgesetz untergeordnet, eine einigermaßen dilettantische Manier zeigt sich in kritischem Nebeneinander der Ideen und Effekte, das sich von überalher Erinnerungen und Anregungen zusammenrafft. Die Oberflächlichkeit der Ausführung tritt in den jeweils am Kapitelanfang eingeschobenen Versen besonders peinlich zu Tage. Stofflich mag das Buch insbesondere die mit dem Kölner Leben vertrauten Leser interessieren, literarisch bleibt zwischen Gewolltem und Gekommem ein unangenehmer spürbarer Kontrast.

* Pierre Benoit: „Die Herrin vom Libanon“, Roman. Berechtigte Übersetzung von Victor Auburtin. (Eden-Verlag, G. m. b. H., Berlin W. 62.) Frauen, Orient und Abenteuer sind die drei Grundlagen dieses neuen Romans von Benoit. Die jurische Wüste wird lebendig. Die Abgründe des menschlichen Daseins werden entleert. Tropenoffiziere und Spione, die zweideutige und gefährliche „Herrin vom Libanon“ geraten aneinander, zueinander, gegeneinander. Der heiße Atem der Lust und der Frauen sind über einem Männerschicksal, das fast zerbricht. Der preisgekrönte Roman packt mit Spannung und Erleben und ist die letzte Übersetzungsarbeit von Victor Auburtin.

* Wilhelm Fildner: „Sui-Sui“, Asiens Islamlämpfe. Mit 18 Federzeichnungen, einem Porträt des Verfassers und einer Orientierungskarte. (Verlag Peter J. Neftersgaard, Berlin-Schöneberg.) Der berühmte und erfolgreiche Tibetforscher Dr. phil. h. c. Wilhelm Fildner ist vor kurzem von seiner jüngsten 2-jährigen Forschungsreise nach Innerasien mit reichem wissenschaftlichem Material in die Heimat zurückgekehrt. Noch ehe er sich die nach größter psychischer und physischer Anstrengung so notwendige Erholung gönnte, hat er die Herstellung dieses hochinteressanten und aufschlußreichen Werkes, das im Manuskript kurz vor der Ausreise zu seiner letzten Expedition vorlag, geleitet, sodaß die Ausgabe unmittelbar nach seiner Heimkehr erfolgen

konnte. Aus den Schilderungen dieses hochaktuellen Buches weht uns auf jeder Zeile der Geist des Islams entgegen. Mohammed, Allahs großer Prophet, lehrte im Koran: „Beim Vertilgen des Heiligen Krieges hat der Herr mit seinem Stabe, der Kaufmann mit seiner Elle zu laufen und sich um die Fahne des Propheten zu scharen.“ Der kämpfende Islam hat sich in Asien rücksichtslos ausgebreitet. In China, Indien, Afghanistan, Rußland und in der Türkei usw. hat er Fuß gefaßt. Ganze Völkerstämme haben Allahs Streiter dem Halbmond unterjocht. Dr. phil. h. c. Wilhelm Fildner, der scharfe Beobachter und zuverlässige Kenner Zentralasiens, führt den Leser in leicht faßlicher, populärer Form in diese Welt der Kämpfe, Intrigen und wilden orientalischen Leidenschaften ein. Fildners Darstellung über diese hochwichtigen Lebensfragen ist deshalb von ganz besonderem Werte, weil der berühmte Forscher auf seiner zahlreichen Reisen nicht nur Land und Leute aus eigener Wahrnehmung kennenlernte, sondern sogar, und das ist hier von entscheidender Bedeutung, mit vielen führenden Persönlichkeiten, die während des letzten Vierteljahrhunderts und noch heute in Asien eine Rolle spielen, nicht nur bekannt, sondern freundschaftlich verbunden ist!

* P. Hasemann: „Wer regiert die Welt? Ein Versuch zur Lösung des Welträtsels.“ (Verlag Theodor Thomas, Leipzig.) Unser Mitbürger, Justizrat, Staatsanwalt a. D. Hasemann, macht in dieser Schrift den gedrangten Versuch, auf Grundlage eingehender naturwissenschaftlicher und astronomischer Studien der gegenwärtig andenkenden Menschen unter Ausschluß des Glaubens eine Lösung des Welträtsels zu finden. Sie apfelt in der Tat (Seite 63) „daß die seit Ewigkeit bestehenden Stoffkräfte automatisch alle Geschehnisse im Weltall und alle Gestaltungen des Stoffes nach unabänderlichen, auf Ursache und Wirkung gegründeten Gesetzen herbeiführen.“ Der Inhalt behandelt im wesentlichen kurz oder länger alle Fragen, die Weltentstehung, Weltanschauung, Weltall, Entwicklungstheorie, Belebtheit der gesamten Natur, Gottesbegriff, Stoffkraft, Willensfreiheit des Menschen, Weltleitung, Unsterblichkeitsfrage, Seelenwanderung, Weiterentwicklung der Menschheit angehen. Das religiöse Moment freilich ist so gut wie ausgeschaltet. Wenn er für ein Neuchristentum eintritt, so hat dieses reine ethische Inhalte. Die noch nicht bekannte Erkenntnisse finden sich nicht vor. Der Wert der Schrift besteht neben der gedrängten Kürze der Offenheit, mit der er als Wahrheitslucher seine eigene Standpunkt ohne jegliche Furcht vertritt. Ob dieser letzten Endes auch auf einem Glauben beruht, nämlich der Ewigkeit der Naturkräfte, darf sehr wohl betont werden. Nicht befriedigend ist die Behandlung des geistigen Problems in der Welt, wie überhaupt die Fragen des Unbegreifbaren im schöpferischen Leben der Natur einschließend der Menschenwelt zu leicht als verständliche Wirkungen der Kräfte und Stoffe aufgefaßt werden. Die vielen Nachfragen vieler Leser auf diesem Wege kaum schwinden. So wird die sonst verdienstliche Schrift kaum die Aussicht über die strittigen Fragen weiterführen, zumal die neue Naturwissenschaft in der grundsätzlichen Einstellung sich heute Antwort sehr zurückhaltend sich verhält.

* „Geschichte der neuesten Zeit.“ Von Dr. Dr. Fr. Schnabel. (Verlag von B. G. Teubner, Leipzig.) Die Neuauflage ist um ein Schlusskapitel bereichert, das die Nachkriegszeit gewidmet ist und die politischen Probleme der Gegenwart behandelt. Ferner sind die Diagramme neu und verbessert. Durch scharfe Disponierung des wissenschaftlichen Stoffes und durch deutliche Unterscheidung der Tatsachen und den Würdigungen wird der Leser in den Stand gesetzt, ein Urteil über die Entwicklung zu gewinnen und so geschichtlichem Denken angeleitet.

* „Das Wohnhaus von heute.“ Von Dr. Dr. D. W. Dözel. (Verlag Bessé & Co., Leipzig.) Sachmännisch und doch allgemeinverständlich handelt das reich illustrierte Buch die technischen und architektonischen Voraussetzungen vernünftigen Wohnens. Es gibt eine Reihe praktischer Ratschläge für den Bauherrn, das junge Ehepaar wie überhaupt für jeden, der gewillt ist, seine Wohnung in Möglichkeit arbeit- und raumsparend und dabei doch bequem und schön einzurichten. Nach neuen Gesichtspunkten werden behandelt: Stadtplanung, Sonnenlage, richtige Nutzung des Grundstücks, zweckmäßige Grundrisse, praktische und billige Möbel, neuzeitliche Küche (überhaupt alles, was sonst noch geeignet ist, der Hausfrau das Leben zu erleichtern), Baustoffe und Baustysteme, Materialien des Innens und Innenausbau. Die Verfasser sind keine Fanatiker, sondern wollen dem Leser zu selbständigem Urteil verhelfen.